

ANDERS PETERSEN

# Mit Herz und Bauch

VON DANIELA ZINSER

Es sind Blicke in Seelen. In die der Porträtierten, in die des Fotografen, in die des Betrachters. Die Frau, die durch Fensterglas hinaufsieht in die Sonne, die durch Wolken bricht. Das ungleiche Paar, das sich beim Tanz aneinanderklammert, wie um nicht aus dem Leben zu kippen. Der Mann, der seine rechte, mit Wunden übersäte Hand emporhält, zur Abwehr, zur Anklage. Das sind drei von rund 40 Schwarz-Weiß-Aufnahmen des renommierten schwedischen Fotografen Anders Petersen, die derzeit in der Galerie Swedish Photography zu sehen sind.

Für diese Werkreihe „Mental Hospital, 1995“ fotografierte Anders Petersen über mehrere Jahre hinweg in psychiatrischen Einrichtungen in der Nähe Stockholms Patienten wie Pfleger. Gemeinsam mit seinen Aufnahmen im Gefängnis und in Altersheimen bildet „Mental Hospital“ eine Trilogie über Menschen am Rande der Gesellschaft. Eine Bezeichnung, die der 67-jährige Fotograf so gar nicht gelten lassen will. Denn sie zielt nur auf das ab, was die Menschen trennt.

Anfangs hätte er das auch getan, erzählt Anders Petersen in der Galerie, von seinen Bildern umrahmt. Ein halbes Jahr lang hätte er in der Psychiatrie fotografiert, nur dramatische Szenen, wie „Leute verrückt wurden, einander angegriffen haben“ – und jedes einzelne Bild sei eine Lüge gewesen. Fasziniert von dem, was unter der Oberfläche, hinter verschlossenen Türen liegt, sei er gewesen. Und nach diesem halben Jahr, in dem ihm alles falsch vorkam, habe er verstanden: Unter der Oberfläche liegt das, was die Menschen einander nahe bringt, was sie eint. „Wir haben diese Dinge alle in uns. Es ist ein schmaler Grat zwischen der Welt da draußen und der in diesen Krankenhäusern“, sagt der Fotograf.

Tagelang machte er Aufnahmen auf den psychiatrischen Stationen, übernachtete sogar dort. Suchte nach Zärtlichkeit, Sehnsüchten, Träumen, wie er sagt. „Keine Fotografie ohne Sehnsucht.“ Und Anders Petersen suchte nach dem, mit dem er sich identifizieren, sich selbst ein Stück weit erklären konnte. Denn im Grunde, sagt er, seien seine Fotografien alle Selbstporträts. Vielleicht spüre das Gegenüber seine Not, ihm näherzukommen – und lasse deshalb so viel Nähe zu. Doch ohne Kamera, das ist Anders Petersen klar, wäre er dort nie so aufgenommen worden.

Für den Fotografen sind alle Porträtierten Teil einer Familie, seiner Familie, die er überall finden könne, in Stockholm, Berlin, Tokio. Sein Zugang zu Menschen funktioniert überall. Und auch die Wirkung auf den Betrachter ist in diesem Sinne grenzenlos. Es ist eine Nähe, gegen die man wie gegen einen Spiegel läuft. Schmerz, Sehnsüchte, Wut, Wunden, Lebenslust zeigen die Fotografien. So, wie das Bild einer Patientin, die als heilige Lucia verkleidet ist, einen Kerzenkranz trägt und ein feierliches Spitzennachthemd. Sie

steht an einer Wand, die Arme ausgebreitet, abgestützt, als suche sie Halt oder als wolle sie sich abstoßen. Das Gesicht zwischen Resignation und Furie. Will sie den Betrachter angreifen – oder einfach ins Leben rennen?

Die Bilder hängen eng aneinander, bilden einen Filmstreifen, eine Erzählung. Die Werke tragen nur Nummern, es zählt das Ganze, ein Seelenrundgang. Eindringlich, bloßgelegt, schmerzhaft sind sie, voller Kanten, die schneiden, ins Herz. Zugleich verströmen sie eine ungeheure Zärtlichkeit, fern vom Ausgestellt-Sein. Gerade weil Anders Petersen sich mit den Porträtierten quasi verschwistert sieht, sie eben nicht vorführen will, habe es ihn geschmerzt, dass die Familien einiger Patienten Bilder zensiert hätten. Mit Hunderten Aufnahmen fuhr er durch Schweden, um sie den Angehörigen zu zeigen. Sieben Fotografien wollten sie nicht veröffentlicht sehen. Sie waren nachts entstanden, „wo die wichtigsten Dinge zwischen Menschen passieren, weil keiner es sieht“, wie Anders Petersen sagt. Die Familien schämten sich, so viel Erotik gehöre sich nicht für solche kranken Menschen.

Nachts entstand auch die bekannteste Arbeit des Fotografen: „Café Lehmitz“ (1967 bis 1970). Petersen, 1944 in Stockholm geboren, lebte als junger Mann einige Zeit in Hamburg und porträtierte mit dem Zyklus in nie dagewesener Nähe und Zärtlichkeit das Schatten- und Nachtleben in einer Kneipe in St. Pauli, Prostituierte, Zuhälter, Alkoholiker, Gestrandete, Verlorene. Es sei seine Familie gewesen damals, sagt Petersen heute.

Zu seiner künstlerischen Familie zählt der Fotograf, der 2008 von der Deutschen Gesellschaft für Photographie den Erich-Salomon-Preis für sein Lebenswerk erhielt, seinen Mentor Christer Strömholm, dessen Aufnahme eines verschneiten Friedhofs ihn überhaupt erst zur Fotografie gebracht hat, und an dessen Fotoschule „Fotoskolan“ er lernte und lehrte. Aber auch Fotografinnen wie Nan Goldin, Diane Arbus und Lisette Model waren prägend für ihn.

Anders Petersen hat stets analog fotografiert und fast immer in Schwarz-Weiß. Das sei freier, zeitloser und lasse mehr Raum für die Fantasie des Betrachters, sagt er. Die Aufnahmen entwickelt er in seiner Dunkelkammer in Stockholm, hellt hie und da etwas auf, so, dass jenes Gefühl stimmt, dass er im Moment der Aufnahme hatte.

Seine Contax T3 trägt er in einer Tasche am Gürtel, allzeit bereit. Inzwischen mache er mehr Tagebuchfotografien, Schnapshots auf der Straße, in Bars. Aber egal, was er fotografiere, er gehe nie rational ran, immer mit dem Bauch und dem Herzen. Immer auf der Suche nach dem, was aus allen Seelen herauschaut.

**Swedish Photography**, Oranienburger Straße 27 (Mitte). Bis 16. Juli, Mi-Sa 12–18 Uhr, [www.swedishphotography.org](http://www.swedishphotography.org)

*Für Andersens sind alle Porträtierten Teil einer Familie.*



SWEDISH PHOTOGRAPHY/ANDERS PETERSEN

Patientin, als heilige Lucia verkleidet, mit Kerzenkranz und Spitzennachthemd